Nummer 16 — Dienstag, 20. Januar 1925

Berliner Familien-Zeitung

Das Mahl des Hasses

von Victor Snelling

[22. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Und Melchior hatte daran teil! Er hatte, da er sie in den Vortrag begleitete, um die Wahrheit gewußt, hatte verhindert, daß sie erfuhr, daß jener Brutus Lederhart der Vater war. Zwar sprach gleich eine andere Stimme in ihr dagegen. Sie wehrte sich gegen den Gedanken, daß er mit den Eltern im Einvernehmen gewesen sei. Aber allerlei Einzelheiten fielen ihr wieder ein ... sein Versuch, Brutus Lederhart zu sprechen, von dem er unverrichteter Dinge zurückgekommen war ... seine Bemerkung, daß er nie etwas von Verwandten des in Garmisch verunglückten August Lederhart gehört habe ... das „Verunglückten", wo sie doch eben die entsetzliche Wahrheit vernommen hatte! Sie entsann sich der kleinsten Einzelheiten von jenem Abend. War er nicht der wichtigste in ihrem Leben gewesen? Und nun sollte ein Gaukelspiel mit ihr getrieben und von dem unterstützt worden sein, dem an eben jenem Abend der Umschwung ihrer Gefühle zuzuschreiben gekommen war? Wenn das faßbar war ... wenn ihr der Mann, den sie liebte, das hatte antun können — nein, sie wagte den Gedanken nicht zu Ende zu denken! Unablässig hämmerte es in ihren Schläfen.

„Ist dir wirklich nichts?" unterbrach Onkel Paul seinen munter plätschernden Redestrom. Er führte die Nichte über die Galerie eines großen Kaufhauses. Ihr lag daran, Gewißheit zu erlangen. Sie schlug vor, im Erfrischungsraum Platz zu nehmen, und hier sagte sie ihm, was ihr der Vater mitgeteilt hatte.

Onkel Paul pfiff leise durch die Zähne. Mit einem Schlage wandelte sich seine Stimmung. Am liebsten hätte er losgepoltert, daß Fredas Vater ihnen nun den schönen Vormittag verleidet hatte. Diese Mitteilung hatte doch schon längst vor sich gehen sollen. Dann war alles abgetan gewesen. Aber nun heute ...!

Freda verlangte, daß er seinerseits alles sagte, was er wußte. Er lavierte zunächst behutsam; aber dann sah er, daß der Schwager nichts verschwiegen hatte. Hier gab es nur zu trösten. Er nahm den Schwager in Schutz dabei. „Jahrelang hat er's mit sich herumgeschleppt ... immer hatte er den Wunsch, sich die Notlüge von der Seele zu wälzen. Am Geschehenen läßt sich nichts ändern. Und dann siehst du ja jetzt frei und frisch und glücklich in die Zukunft."

Da fragte sie: „Wußte denn auch Melchior darum?"

„Melchior? Hm ... im allgemeinen war er wohl eingeweiht. Von seinem Vater im Zweifelsfalle. Aber wenn alle anderen, so war er bestimmt bemüht, dir jede Bitternis zu ersparen. Und, wie gesagt, wir trugen an dem Versteckspiel alle schwer."

Doch sie fragte beharrlich weiter. „Und als er mich in den Vortrag begleitete? War das abgekartetes Spiel?"

Onkel Paul wurde verwirrt, weil ihn Freda so seltsam ansah. „Abgekartetes Spiel? Du, das ist ein hartes Wort. Du bist so merkwürdig, Mausi. Deine Mutter legte ihre Sorgen in seine Hände. Er kannte in seinem ritterlichen Zartgefühl für dich natürlich keinen anderen Wunsch, als jede Aufregung von dir fern zu halten. Aber das bespricht doch mit ihm selbst, mein Liebling. Wenn man ein Herz und eine Seele ist —"

„Ich danke dir, Onkel. Und nun wollen wir gehen. Ich möchte bald nach Hause."

„Wenn du meinst ... natürlich. Und die Luft ist hier wirklich schlecht. Und was wir sehen wollten, haben wir ja gesehen. Und nun werde ich dich begleiten."

„Nein, das nehme ich nicht an, Onkel Paul. Unten vor der Untergrundbahn trennen wir uns. Du wirst doch erwartet."

„I wo!" Onkel Paul ließ nicht locker, aber auch Freda bestand mit einer bestimmten Festigkeit darauf, allein hinaus zu fahren. So kam es wirklich zum Abschiednehmen vor der Untergrundbahn am Leipziger Platz. Freda trug dem Oheim noch schöne Grüße an Fräulein Buchholz auf. Das beruhigte ihn und lenkte ihn ab.

Freda hatte nur den Wunsch, möglichst bald mit sich und ihren Gedanken allein zu sein. Das herbe Wort, daß Melchior sie hintergangen habe, verwarf sie, aber der Vertrauensbruch blieb, auch wenn er kein böslicher war. Es war etwas zwischen ihnen, das wie eine plötzliche Krankheit gekommen war, gegen die man wehrlos ist.

Still und nachdenklich legte sie den Weg nach der Grunewaldvilla zurück. An der Halensee Brücke holte sie Fritz ein, der mit seiner Schulmappe die Westfälische Straße heraufkam. Sie schrak auf.

„Tag, Freda! Du suchst wohl etwas?"

„Wieso?"

„Weil du so vor dich hin siehst. Ich dachte erst, das kann doch Freda nicht sein. Wie gehst du denn nur?"

„Wie denn?"

„Na, jedenfalls anders wie sonst. Aber sonst sieht man dich ja auch nie mehr allein. Wo steckt denn dein Herr und Gebieter?"

„Weiß ich nicht."

„Na, das ist gut! Und so kurz angebunden? Du kannst mir doch nichts vormachen, brüstliche Schwester. Hast ihr euch gezankt?"

„Ich habe Melchior nicht gesehen. Vermutlich ist er in dem Neuen Sanatorium bei Spandau."

„Spandau? Will ich nächstens auch mal hin. Was du kannst, kann ich schon lange."

„Und das wäre?"

„Aber tiefstes Geheimnis, nicht wahr? Ich will also nächstens mit ein paar Klassenkameraden zu einem Vortrag des verfluchten Lederhart —"

„Fritz!" Sie erschrak nicht über des Bruders Vorhaben. „Schon wieder der Name!" fuhr es ihr heraus.

„Er kann uns nichts mehr anhaben. Jetzt kriegen wir ihn vor die Klinge. Du hättest mal hören sollen, wie es alle bei uns in der Klasse gutheißen, daß Vaters Geduld endlich gerissen ist und dem Manne der Prozeß gemacht wird. Es ist nur eine Stimme, daß so ein Mensch unschädlich gemacht werden muß."

„Das ist nicht deine Sache." Freda beschleunigte ihre Schritte.

„Ich dächte, eher als die eines anderen. O, ich hasse ihn! Ich hasse ihn tödlich!"

Um Fredas Lippen lag ein unwilliger Zug. „Du hättest Besseres zu tun."

Fritz aber verbiß sich in seinen Eifer. Er fragte, ob Freda etwa vergessen hätte, daß dieser Mann für sie alle das sei, was ein böser Alpdruck sei für den Schlafenden. Ein Nagel zu ihres Vaters Sarg? Von dem unheilvollen Einfluß ganz zu schweigen, den er auf seine persönlichen Lebenspläne indirekt ausübe? Wahrlich, das Sündenregister des verhaßten Menschen sei nun lang genug. Der Staat sei zu langmütig. Der Vater sei es auch bislang gewesen. Aber jetzt sei es Zeit, das Schuldkonto unerbittlich einzutreiben. Und, wie kürzlich im Kameradenkreise, wo er mit der Hand im Feuereifer auf den Tisch geschlagen hatte, schlug er auf seine Schulmappe: „An den Pranger mit dem Kerl! Auge um Auge, Zahn um Zahn. Zu den Worten stehe ich. Ich kaufe mir den Mann. Hörst du, Freda? Aber du hörst wohl gar nicht zu? Proxima aries ardet. Das Haus brennt. Nur ein Tor, wer da noch nicht ans Löschen denkt!"

Da lächelte sie des brüderlichen Eifers. „Du Märchen! Und im übrigen — das bischen Latein kann ich mir immer noch selbst übersetzen."

Sie war vor dem Bruder ins Haus gehuscht. Fritz folgte ihr kopfschüttelnd. So abweisend war Freda seit langem nicht gewesen. Besonders in der letzten Zeit war das Sonnige und Leuchtende nur selten aus ihrem Gesicht gewichen. Das gab es einfach nicht, daß eine glückliche Braut kratzbürstig war. Und Launen? Ueber Launen verfügte im Schoße der Familie nur Utta, die Freda um den rasigen Melchior im stillen ebenso benedete wie um die Wahrscheinlichkeit, daß Freda nicht von Berlin fortzuziehen brauchte. Und früher hatte sie es nicht erwarten können, als Freifrau in Schlesisch-Nobischkau einzuziehen. Und Berlin hatte doch viel Bewunderer verloren; andere sehnten sich aus dem unruhigen Wasserkopf des Reichs fort. Er selbst sehnte sich nach der Stunde, wo ihn eines schönen Morgens nach wohlbestandenem Abitur der Zug in eine famose, fröhliche Universitätsstadt führen würde. Die Welt war ja überall schön, man mußte sie nur mit jungen, begeisterten Augen ansehen — und keine Grillen und Launen als Gepäck mitnehmen. Aber freilich — und Fritz Lüttwein, seine Mappe auf seinem Zimmer ihres Inhalts entleerend, dachte an eines der kleinen Weisheitsworte, die Moock auf der Zunge zu führen pflegte. Gestern abend hatte er zwei Gedichte im Musenwigwam vorgetragen. Eines hieß: „Wir wollen Funken sein", und das hatte großartig gezündet. Schwung hatte Moock, das mußte ihm der Neid lassen. Und nach dem politischen Glaubensbekenntnis war ein Sprühwerk von Witz, von scharfem Witz gekommen: „Wie ich die Weiber sehe" — eine Glanzleistung für einen Achtzehnjährigen! Wenn er wenigstens noch gesagt hätte „die Mädchens" oder „die Frauen" — aber nein! Bei Moock wurde alles so extrem ausgedrückt wie möglich, und konnte er nicht die Lauge seines Menschenzornes ausschütten, machte ihn nach seinem eigenen Bekenntnis die ganze Reimerei keinen Spaß.

Aber die Verse selbst? Sie wirkten, und man behielt sie, mochte man wollen oder nicht. Und Fritz summte:

„Liebesbriefe, Liebesschwüre —
Traue keinem Frauenlächeln;
Früh're oder spät're Lügen
Sind's, die launisch dich umfächeln ..."

Warum fiel ihm der Vers ein? Richtig, weil er an Freda eine Laune entdeckt hatte und unter Benutzung einer Gedankenbrücke auf Uttas Grillen lachen. Eben klirrte die Pforte neben der Einfahrt. Da kam ja Schwager Melchior. Er winkte herauf. Fritz winkte hinunter. Er hatte den Schwager in sein Herz geschlossen. Kein Fehler war an ihm zu entdecken gewesen; über alles, was man auf dem Herzen hatte, ließ sich mit ihm reden. Und vor allem, Melchior hatte ihm feierlich zugesagt, ihm beim Vater die Brücke zu treten und dem alten Herrn die Voreingenommenheit gegen den Beruf, den er einschlagen wollte, zu nehmen.

Ein Blick auf die Uhr belehrte Fritz, daß es Zeit war, sich zum Essen umzuziehen. Als er dann nach dem Speisezimmer hinunterging, blieb er wie angewurzelt stehen. Er hörte jemand schluchzen. Es konnte nur Freda sein. Es kam aus dem Zimmer, das nun schon in der Familie nur „das Brautzimmer" genannt wurde, weil sich Braut und Bräutigam hier mit Vorliebe aufhielten.

Und jetzt sprach eine rauhe Stimme auf Freda ein: — Melchior.

(Fortsetzung folgt.)

Klaus Feddersen holt den Doktor

[1. Fortsetzung.] Von **Olga Rügener**

Klaus war wie vor den Kopf geschlagen. Er glaubte schwer zu träumen. In diesem Augenblick, da es um Kopf und Kragen ging, konnte es jemand wagen, ihm die Hilfe zu versagen? Um eine lumpige Rußschale, die er bequem ersetzen konnte, wenn sie vor die Fische ging? Hatte er nicht mehr als genug bar Geld im Hause? War er nicht ein Kerl, wie ihn die Insel noch nicht gesehen hatte? Er mußte die Barkasse haben!

Maria mischte sich in den Disput der Männer. Es sei unmöglich. Kein Mensch dürfe es wagen, bei diesem Wetter die Ueberfahrt zu versuchen. Vielleicht morgen oder übermorgen. Aber heute — und darin stimmte der Alte, durch Rippenstöße überzeugt, überein — sei es unmöglich. Kurz und gut, der Krämer verweigerte strikte und eindeutig die Benutzung der Barkasse. Triumphierend und von Gewissensbissen zernagt, brachte Maria ihren Vater zu Bette.

Schlechter Laune war der Krämer. Vor zwei Tagen hatte er sich beim Zerwirken eines Fisches in die Hand geschnitten; der unsaubere Leinenfetzen, den er um die Wunde gewickelt, war kein Verband, wie er sein sollte. Die Wunde fing an, zu bohren und zu nagen, sie brannte wie das höllische Feuer. Hitze ging von ihr aus und jagte durch den ganzen Körper. Fieber glühte auf des Krämers trockenen Wangen. Denken war ihm lästig, er war ganz froh, daß seine Tochter ihm die Entscheidung abgenommen.

Klaus stand nach im Hausgang, als Maria zurückkam, nachdem sie ihren Vater zu Bett gebracht.

„Ich muß die Barkasse haben!" sagte er und sah Maria feindselig an.

Maria erwiderte: „Nein!" und sah ihm hart in die Augen.

„Ich weiß, was erlaubt ist und was nicht!" fuhr Klaus fort und ballte die Fäuste. „Es stehen zwei andere Menschenleben auf dem Spiel und meins dazu. Ihr wollt mir den Kahn nicht geben; so nehme ich ihn mir ohne Erlaubnis! "

Sprach's und drehte sich um, ging hinaus und kämpfte sich durch den Sturm nach der Landungsbrücke.

Maria raste. War sie nichts? Galt Eigentumsbegriff nicht mehr? Der Mann, den ihr die andere genommen, tat, als gelte nur sein Wille?

Sie wußte, daß Klaus ausführen würde, was er gedroht. Bestimmt nahm er das Boot, mochte kommen, was da wollte. Die andere wurde gerettet, ihre Zukunft blühte auf; seine Aussicht war mehr auf Rache und den Gewinn des Geliebten.

Maria eilte zum Schlafzimmer des Vaters.

„Klaus Feddersen nimmt dein Boot mit Gewalt!" weckte sie ihn, „willst du dir das gefallen lassen? Willst du zum Gespött der ganzen Insel werden? Und wenn er nicht zurückkommt, willst du dein Boot verlieren?"

Der Krämer war müde und schwach vom Fieber, er wollte ruhen, seine Schläfen hämmerten unter der Glut, die seine Adern durchjagte. Aber Maria hörte nicht auf, ihn zu ermuntern, seinen Geiz anzufachen, die Furcht, die Barkasse zu verlieren, die Schande auszumalen, die ihn traf, wenn ein Fremder gegen seinen Willen mit seinem Eigentum schaltete, bis der Alte aufstand, sich anzog und mit ihr zur Landungsbrücke herunterging.

Klaus stand schon im Steuerhäuschen, hatte den Motor angeworfen, ob er funktionierte und wollte abfahren, da erschienen die beiden auf der Landungsbrücke. Der Krämer hielt in schwankender Hand einen Revolver und wollte sein Eigentum verteidigen. Klaus sprang zurück auf die nassen Bohlen und versuchte zum letzten Male, den Alten umzustimmen. Aber die Tochter stemmte sich dagegen. Immer heftiger wurde der Wortwechsel. Klaus sprach ein letztes hartes Wort und wollte auf die Barkasse zurück, da hob der Alte die Waffe. Fieber in den trübe glänzenden Augen und drückte ab. Ein leichter Schlag, kaum gefühlt, traf Klaus' linke Schulter, mit der rechten Faust holte er aus und schlug den Krämer mitten zwischen die Lichter. Schon schwankte der Alte, griff mit den Armen in die Luft, schlug schwer hin. Maria beugte sich über ihn, Klaus sprang an Bord, warf vorn und achtern die Leinen los, knatternd sprang der Motor an, eine Welle riß die Barkasse fort, und im Augenblick war das Fahrzeug hinter den stürmischen Wogen verschwunden.

Die Sturmgötter feierten ein Teufelsfest. Die Barkasse stampfte und schlingerte, daß Klaus sich kaum in dem engen Steuerhäuschen aufrecht halten konnte. Er stemmte die Knie rechts und links gegen die Seitenwände, schaltete auf den dritten Gang ein und hielt krampfhaft das Ruderrad. Was er tat, tat er mechanisch, wie unter einem inneren Zwang. Er fuhr und fuhr, unbewußt der Zeit und des Raumes. Seine linke Schulter schmerzte ihn arg, er fühlte es feucht herunterrieseln, aber er achtete es nicht, für ihn gab es nur den einen Gedanken: „Vorwärts".

Endlich tauchte das Leuchtfeuer am Festland auf. Klaus' linker Arm war wie gelähmt. Mit der Rechten allein bediente er Steuerrad und Schalthebel, wie im Traum glitt er um die Mole, kam an die Landungsbrücke, und als er festmachen wollte, mußte er die Zähne aufeinanderbeißen, solche Schmerzen verursachte ihm sein linker Arm bei jeder Bewegung.

Längst schlief die kleine Stadt. Klaus ging durch die stillen, dunklen Straßen, darin der Sturm allein wach war, und suchte das Haus des Arztes. Klingelte, ein lichtloses Fenster öffnete sich, eine Stimme fragte nach seinem Begehr, das Fenster ging wieder zu, Klaus wartete noch eine Weile, dann ging die Tür auf, der junge Doktor erschien im hellen Gang und rief Klaus herein.

Der Arzt sagte Klaus, er solle das nasse Oelzeug ablegen, und dann, als der Mantel fiel:

„Sie bluten ja!"

Klaus sah erschrocken an seinem linken Arm herab: Der Aermel war ganz blutdurchtränkt. Jetzt fühlte er wieder den Schmerz und erinnerte sich des Schusses, den der Krämer auf ihn abgegeben.

Der Arzt verband ihn, fragte hin und her, und als er hörte, wohin die Reise gehen sollte, erschrak er.

Klaus ließ nicht locker, packte ihn bei seinem Pflichtgefühl; er sei ein sicherer Steuermann, der Sturm sei im Abflauen, die Rückfahrt sei nicht schlimmer als die Herfahrt. Und Menschenleben ständen auf dem Spiel.

Der Doktor packte seinen Koffer und ging mit. Als sie auf die Straße traten, wehte der Sturm in der Tat schwächer. Sie stiegen in die Barkasse, die am Kai auf und nieder hüpfte, der Doktor warf los, sie fuhren ab.

Da sie um die Mole bogen, packte sie der Seegang. Klaus, den der Arm sehr schmerzte, ließ den Doktor ans Steuerrad. Der packte das Rad mit fester Hand, Klaus daneben gab die Richtung an. Bald sahen sie das Licht der Landungsbrücke, fuhren langsamer, legten, wenn auch unter Schwierigkeiten, an. Als sie in die Fischerhütte kamen, war es höchste Zeit. Aber die Hebamme war eine ruhige Frau und der Doktor sein Neuling. Ehe der trübe Morgen graute, lag Kathrein in wohltuendem gesunden Schlummer, und neben ihr im Wäschekorb schlief ein kleiner Klaus in sein junges Leben hinein.

Am anderen Tag war das Fischerdorf voll wilder Gerüchte. Die ersten Frauen, die beim Krämer einkauften, hatten von dem Alten und von Maria die Vorgänge der Nacht erfahren. Der Krämer, mit geschwollenem Gesicht, die böse brennende Hand in der Schlinge, war verbissen, Maria rachsüchtig bis zur Weißglut.

Inzwischen hatte man erfahren, daß der Arzt auf der Insel sei. Wie er mit Klaus zur Landungsbrücke strebte, sie mußten beim Krämer vorbei, trat Maria aus der Tür und bat den Doktor herein. An Klaus verschwendete sie keinen Blick.

Der Arzt untersuchte den Alten und machte ein bedenkliches Gesicht. Der Hieb sei unbedenklich, meinte er, aber der Arm sei gefährlich. Schon war das Gift ins Blut übergegangen, zähneklappernder Frost schüttelte den Alten, der Arzt verlangte sofortige Ueberführung ins Krankenhaus, aber der Alte wollte nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schutzengel der Selbstmörder

Zu den bekanntesten Persönlichkeiten in ganz Ungarn gehört „Onkel Robert", der zugleich eine der eigenartigsten Erscheinungen ist, denen man wohl begegnen kann. Der alte Herr, der mit seinem richtigen Namen Robert Silbermann heißt, war der Erbe eines großen Vermögens und hat den größten Teil seines jetzt 70 jährigen Lebens darauf verwendet, Selbstmörder von ihrem verzweifelten Entschluß abzubringen oder noch im letzten Augenblick zu retten. Er trägt einen russischen Kaftan, geht stets ohne Hut, und sein malerischer Künstlerkopf fällt sofort auf, wo er erscheint. Kürzlich erregte er das allgemeine Aufsehen, indem er in Budapest der Frau eines Generals, die Gift genommen hatte, das Leben rettete. Es ist dies der 1850. Fall innerhalb von 30 Jahren, in dem es ihm gelang, Selbstmord zu verhindern. So manche der Tragödien, in denen „Onkel Robert" die Rolle eines Schutzengels spielte, ist in Erzählungen verwendet worden, und er selbst erscheint in diesen Geschichten. Die Schilderungen, die er von seinen Erlebnissen gibt, und überhaupt seine romantische Erscheinung bilden für die Dichter eine Quelle der Anregung. Außer der Bekämpfung des Selbstmordes hat er sich auch anderen Wohltätigkeitsbestrebungen zugewendet, für die er sein Geld opferte und in Budapest zwei Volksküchen eingerichtet.

So is richtig!

„Vata, führ'n die Wilden auch Krieg?"
„Nur Wilde führ'n Krieg!"